

## Es gilt das gesprochene Wort !

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, als mich Dorothea Strube vor einigen Wochen um einen genauen Titel für meinen Beitrag gebeten hat, habe ich mich für „Land in Sicht?!“ entschieden.

Und tatsächlich: Land kommt in Sicht, das scheint ja im ganz wörtlichen Sinn kirchlich und praktisch-theologisch ein neu entdecktes Handlungsfeld zu sein. Nicht nur hier in unseren beiden Kirchenkreisen Pommern und Mecklenburg. In Greifswald fand vor 14 Tagen ein großes Symposium „Kirche in ländlichen Räumen“ statt, das es bis in einen großen Beitrag auf Deutschlandradio Kultur geschafft hat. Vorige Woche veranstaltete die EKD ihre Landkirchenkonferenz. Und immer wird als Neuentdeckung betont: wir müssen uns den Gemeinden in ländlichen Räumen neu widmen, wir sollten aufhören, aus dem städtischen Kontext her das Land zu denken. Manchmal frage ich mich: Ist das wirklich alles so neu?

*„Daß das Dorf heute in der DDR ganz besonders Anforderungen an die Kirchen und ihre eigene Bereitschaft zum Strukturwandel stellt, braucht nicht besonders begründet zu werden“<sup>1</sup>.*

Dies ist schon vor ziemlich genau 50 Jahren lakonisch festgestellt worden. Der Text damals blickte zurück auf komplexe Entwicklungen, in denen die Sozial- und Lebensverhältnisse in den ländlichen Räumen Ostdeutschlands tief greifenden und mehrfach gebrochenen und forcierten Veränderungsprozessen ausgesetzt waren und die diese Lebensräume heute noch prägen: Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur, in den Eigentumsverhältnissen, in der Art und Weise der landwirtschaftlichen Produktion. Er sah weitere solcher Transformationsprozesse bereits voraus. Und zwar so selbstverständlich, dass dies nicht einmal mehr besonders begründet werden musste. Und so dringend, dass er die eigene Bereitschaft zur Veränderung in den Vordergrund rückte. Die erste Frage lautet daher: **Wie steht es um die Selbstverständlichkeit und die Bereitschaft zur Veränderung in den ländlichen Räumen/Gemeinden heute bei uns?**

Nun war mein Titelvorschlag von vor einigen Wochen „Land in Sicht“ formuliert in völliger Ahnungslosigkeit dessen, was Deutschland in diesen Tagen beschäftigt. Der momentane Schreckensruf lautet hierzulande angesichts verheerender Wassermassen zurzeit ja eher „Land unter“. Oftmals drängt sich der Eindruck auf, dass auch die Situation der ländlichen Kommunen und der ländlichen Kirchengemeinden besonders in Ostdeutschland eher unter dem Stichwort „Land unter“ denn als „Land in Sicht“ betrachtet wird. Und Pastorinnen, Pröpste und sogar Bischöfe sehen sich dann gelegentlich in die Rolle von Deichgrafen gedrängt, die wie Hauke Haien hin- und herhetzen, um das Schlimmste zu verhindern, nämlich dass alle Dämme brechen, und um wenigstens die Grundfunktionen des Lebens in ländlichen Räumen zu erhalten.

Wir wissen alle, dass sich mit guten Gründen jetzt und hier auch ein solches Gesamt-Bild des „Land unter“ in den ländlichen Gemeinden in M-V zeichnen ließe mit allen Verästelungen der Flut und des Wegbrechens und Wegrutschens und auch des Absterbens. Und ich versichere Ihnen, dass ich das ganz gut leisten könnte mit viel Zahlenmaterial und Prognosenauswertungen, weil ich das seit Jahren sammle und dokumentiere. Die Stichworte dafür sind bekannt und schnell benannt: demographischer Wandel mit Abwanderung und Unterjüngung, Peripherisierung ländlicher Räume, verschwindend kleine Ressourcen bei erdrückend großen Herausforderungen.

---

<sup>1</sup> Kirchliches Jahrbuch 89 1962, S. 272

Ich möchte heute die Blickrichtung einmal umkehren und danach fragen: **auf welche (vielleicht gar nicht so) kleinen Ressourcen können wir uns als Kirchengemeinden in ländlichen Räumen beziehen und wie könnten wir diese in die großen Herausforderungen einbringen?** Ich will also, wie es in Kirche und Wirtschaft gleichermaßen heute so schön heißt, nicht defizitorientiert, sondern ressourcenorientiert denken. Wo und wie kann Land in Sicht kommen in ländlichen Kirchengemeinden?

Also: Wo müssen wir zur Veränderung bereit sein und diese Prozesse gestalten? Auf welche Ressourcen können wir zurückgreifen/aufbauen

Ich stelle mal die These auf, dass wir, die Evangelische Kirche und ihre Gemeinden, trotz aller Probleme im ländlichen M-V immer noch und auf absehbare Zeit der ressourcenstärkste Akteur jenseits des Staates sind. Wir sind die mit Abstand mitgliederstärkste Institution, wir haben eine Dichte des Veranstaltungsangebotes, die ihresgleichen sucht (jeden Sonntag 250 Gottesdienste in Pommern, zu Festtagen gern mehr, in MV insgesamt mit mehr Besuchern als Hansa Rostock in guten Bundesligazeiten), wir sind von den Mitgliedern und Teilnehmertagen her gesehen der zweitstärkste Jugendverband nach der Sportjugend im Bundesland. Aber auch jenseits solcher nackten Zahlen bin ich davon überzeugt, dass wir starke Ressourcen haben und diese gesellschaftlich einbringen und: noch viel stärker als bisher einbringen können.

Ich würde das gern im Blick auf vier Ressourcen ansehen und zum Schluss drei Herausforderungen formulieren.

1. Der erste Blick verbindet sich mit zwei scheinbar gegensätzlichen Stichworten: Lebendigkeit im Ort und ganz steingewordene Ressourcen. Ich meine unsere Gebäude, vor allem Kirchen, Kapellen und Pfarrhäuser. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir hier sagen: die Kirchen und Pfarrhäuser im ländlichen Pommern/Mecklenburg waren wahrscheinlich noch nie in einem so guten Zustand wie zur Zeit, und das ist ja erfreulich. Das gilt im übrigen für die Dörfer und für einen Teil der ländlichen Infrastruktur ja allgemein. In fast alle Häuser, die als Pfarrhäuser dienen, und in einen nicht unbeträchtlichen Teil der Kirchen wurden in den letzten 20 Jahren Gelder in Höhe von mehreren Hundert Millionen € investiert – Mittel des Bundes, des Landes, der EU, aber auch erhebliche eigene Mittel der Kirchengemeinden und Spenden. Etliche unserer schönsten Kirche gäbe es ohne die Wende so nicht mehr. Orgeln wurden instandgesetzt, Gemeinderäume renoviert und modernisiert. Natürlich ist diese große Bausubstanz auch eine riesige Herausforderung, nicht nur in der Unterhaltung, sondern auch in der sinnvollen Nutzung. Im Pommerschen Kirchenkreis mit momentan noch 90.000 Gemeindegliedern befinden sich 448 Kirchen und Kapellen. Im südlichen Teil unseres Kirchengebietes sind momentan etwa 70 Gemeindeglieder für die Erhaltung eines meist mittelalterlichen Kirchengebäudes zuständig. Diese Zahl wird sich schon aus demographischen Gründen noch weiter verringern. Gerade hier, glaube ich, liegt aber auch eine unserer gemeinsamen Herausforderungen für das Zusammenspiel von Kirchen und Kommunen. Die Kirchen sind einfach da und an uns ist es, gemeinsam zu überlegen, wie wir sie nutzen, über die Gottesdienste hinaus. Es sind eben nicht nur die 70, Kirchen sind immer für das Dorf gebaut worden. Wir haben momentan offen gestanden noch keine wirkliche Vision und Strategie des weiteren Umgangs. An einzelnen Stellen erleben wir eine Öffnung der ländlichen Kirchengebäude für eine Nutzung durch ein breites Spektrum von verschiedenen Gruppen, auch nicht-kirchliche Gruppen eingeschlossen: Lesungen, Konzerte (PEK ist Spitzenreiter bei musikalischen Veranstaltungen in Kirchen in EKD!), Ausstellungen. Aber wir haben noch nicht genug Phantasie entwickelt, Kirchen (und auch

Pfarrhäuser) wieder zu Treffpunkten im Dorf zu machen, sie dem Gemeinwesen zur Verfügung zu stellen.

Angesichts des permanenten und sich weiter forcierenden Rückzugs anderer gesellschaftlicher Organisationen und „kommunikativer Mitten“ (Beratungsstellen, Post, Jugendclubs usw.) wird aber zu entscheiden sein, ob und in welchem Umfang in Kirchengebäuden auch gemeinwesenorientierte Angebote vorgehalten oder sogar neu definiert werden können. Es muss ja nicht gleich das Postamt wie in England sein (aber warum eigentlich nicht?). Die Rolle der Kirche als „Dorfmittelpunkt“ wäre hier noch einmal völlig neu zu bedenken und zu beschreiben. Ich halte die Diskussion, ob wir Kirchengebäude aufgeben und entwiden sollten, nicht für wirklich zielführend. Aber genauso wenig halte ich das Tabuisieren solcher Überlegungen zur erweiterten Mischnutzung für hilfreich. Wie können wir die Lebendigkeit des Dorfes unterstützen, indem wir mit unseren steingewordenen Ressourcen lebendige neue Dorfmitten mitgestalten, anbieten, Raum geben, je nachdem. Wo können wir uns darin in die politischen Diskussionen und Entwicklungsbemühungen einbringen? Ich sehe hier große Potentiale und viel Land in Sicht, glaube allerdings, dass das Verständnis bei den Verantwortlichen vor Ort und der Abbau von Ängsten und Vorbehalten hier noch enorm voranzutreiben zu sind. Ich nenne nur mal das Stichwort „weltliche Beerdigungen in Kirchen“.

2. Ressource: Im ländlichen Lebensraum werden soziale Probleme bei genauer Betrachtung oftmals schneller sichtbar, wenngleich sie oberflächlich eher verborgen bleiben. In M-V haben wir mit hoher Arbeitslosigkeit, Überalterung, Abwanderung zu kämpfen. Andererseits werden hier auch die Grunddimensionen des „sozialen Kapitals“, des sozialen Vermögens, also der nicht-monetären Ressourcen und Entwicklungspotentiale in der Bevölkerung in stärkerer Weise als in urbanen Kontexten offensichtlich, die für Prozesse sozialer Veränderung und Entwicklung genutzt werden können. Drei verschiedene Typen dieses sozialen Kapitals speziell von Kirchengemeinden nehmen wir wahr: Vernetzungsstärke, Beziehungsstärke, Versöhnungsstärke<sup>2</sup>. Kirchengemeinden werden mit diesen Stärken in ihrer Umgebung deutlich wahrgenommen, sie leben von diesen Stärken und können sie einspeisen in den gemeindlichen Raum. Diese Leistungen, diese Ressource, dieses Vermögen ließe sich in verschiedene Richtungen entfalten. Wir haben in Pommern bspw. in den letzten Monaten zusammengetragen, wie und in welchem Umfang Kirchengemeinden sich mit der Armutproblematik auf den Dörfern auseinandersetzen und hier praktisch tätig werden. Die hier erhobenen Leistungen sind beachtlich. Oftmals sind sie auf diesem Feld die einzig verbliebenen institutionellen Akteure vor Ort. Kirchengemeinden sind der größte und manchmal auch der einzige Anbieter im Bereich außerschulischer Bildungs- und Betreuungsangebote. Vom übergemeindlichen Engagement etwa im Bereich schulischer Bildung in ländlichen Räumen mit dezidiert integrativ-inklusiven Profilen evangelischer Schulen in ländlichen Räumen will ich hier gar nicht reden.

Diese erhebliche sozial-integrative, kulturelle und beziehungsorientierte Rolle und Leistung von Kirche und Kirchengemeinden in ländlichen Regionen, die oftmals einzigartig in ihrer Bedeutung in weiten ländlichen Regionen ist, wird von anderen sozialen Institutionen und Playern allerdings häufig leider noch zu wenig wahrgenommen. Umgekehrt sehen wir in unserem kirchengemeindlichen Engagement oft noch zu wenig „Land in Sicht“, nämlich die möglichen Partner vor Ort und in der Region, mit denen wir zusammenarbeiten sollten. Zwischen den besonderen Stärken des „sozialen Kapitals“, die sich in der Arbeit der Kirchengemeinden in ländlichen Räumen manifestieren und den Verheißungen des Evangeliums besteht ein innerer Zusammenhang. Kirchengemeinden in ländlichen Räumen

---

<sup>2</sup> So lässt sich vielleicht die Formulierung aus einem Text der Church of England übersetzen: “There are three different types of social capital (in the rural context) in use: bonding, bridging and linking“, in: Seeds in Holy Ground - a future for the rural church? Rural Affairs Committee, Mission and Public Affairs Council, 2006, S. 9

stehen daher aufgrund ihres im Evangelium verankerten Auftrages vor der Aufgabe, sich zukünftig stärker als bisher in die Arbeit am Gemeinwesen einzubringen. Dies häufig ist immer noch aus der spezifischen ostdeutschen Geschichte der Trennung und Antagonie von Kirche und Staat/Gesellschaft mit Vorbehalten verbunden. Aber die sozial-integrative Leistung von Kirchengemeinden in ländlichen Räumen wird sich in Zukunft sowohl auf die bewährten lebensbegleitenden und seelsorglichen Angebote etwa von Amtshandlungen und Kirchenjahresorientierung ausrichten müssen, durch die Menschen ihre persönlichen und sozialen Bezüge – so verschieden sie sich in ländlichen Gebieten heute zeigen – mit christlichen Überlieferungen und christlichen Deutungen verbinden können und ihr Leben sinnvoll strukturieren können, vor allem dort, wo traditionelle Sinn- und Zeitstrukturen fehlen oder nicht mehr tragen. Kirchengemeinden werden aber auch ihre sozial-integrativen Kompetenzen vorbehaltlos in das Gemeinwesen einbringen müssen, um benachteiligten Menschen konkret und kompetent Hilfe zu leisten und in der ländlichen Öffentlichkeit als Anwalt zu vertreten und auch Fehlentwicklungen klar zu benennen (Massentierhaltung, Energiewende). „Müde Gemeinschaften“ (Marienthal) stärken und wach machen. Hier hat übrigens die wohnortnahe, auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ eine wichtige Funktion, ohne dass die diakonische Aufgabe hierauf beschränkt werden kann.

3. Die größte und wertvollste Ressource in unseren Gemeinden sind natürlich die Mitarbeitenden, die hauptamtlichen zuerst und die ehrenamtlichen genau so. Niemand kann im ländlichen Raum auf so viele motivierte hauptamtliche Mitarbeitende zurückgreifen wie die Evangelische Kirche, die im Übrigen auch in relativ sauberen Arbeitsverhältnissen stehen. Für den PEK in Zahlen: Wir haben momentan ca. 70 Personen, die im gemeindepädagogischen und -diakonischen Bereich tätig sind, (im ELKM noch viel mehr). Wir haben ca. 95 Gemeindepfarrstellen, z. T. im eingeschränkten Dienst, wenn ich die 10 Pfarrstellen in Stralsund und Greifswald abziehe, sind es also 85 Stellen, ca. 100 „Pfarr-Personen“ in mehr oder weniger der so genannten peripheren ländlichen Räumen. Gut ausgebildete Mitarbeitende, in aller Regel auf Lebenszeit angestellt, die – und das sage ich auch als jemand, der in der PEK einige Jahre für die Ausbildung zuständig war – hoch motiviert sind. Das ist ein Schatz. Eigentlich gibt es keinen anderen Akteur, der über ein so dichtes Netz hauptamtlicher Mitarbeitender verfügt. Wir kommen aber bei unseren gegenwärtigen Strategien fast zwangsläufig in ein Dilemma. Ein Kollege aus Hamburg hat mir das im Nachgang zur Tagung „Kirche im ländlichen Raum“ in der vorletzten Woche in Greifswald drastisch so beschrieben: *Immer weniger Kirchenmitglieder mit immer höherem Lebensalter sollen in immer größer werdenden parochialen Gebilden von immer weniger Pfarrerinnen und Pfarrern betreut werden. Was hier wie eine logische mathematische Formel klingt, bewirkt in der Realität so etwas wie eine Streckbank aus dem mittelalterlichen Folterkeller: eine schmerzvolle Überdehnung, bis die Knochen knacken. Hier werden vor allem die Pfarrerinnen und Pfarrer gequält: Sie werden durch Gemeinden in immer größerer Ausdehnung gehetzt, sie machen eine aussichtslose Sterbebegleitung in aussterbenden Landstrichen und ihnen wird dazu die Gewissenslast von immer neuen Verlusten und eines permanenten Ungenügens und Versagens aufgebürdet. In dieser Lage müsste von der Kirchenleitung aus die Lage analysiert werden und Konsequenzen gezogen werden. Die Frage stellt sich, von welchem Punkt an die flächendeckende Versorgung mit kirchlichen Leistungen bewusst begrenzt wird (auch wenn sie nicht im Prinzip aufgegeben wird), um damit die Abwärtsspirale zu unterbrechen und den Pfarrerinnen und Pfarrern und ihren Gemeinden eine neue Perspektive zu geben. Wird dies nicht getan, so ist die logische Konsequenz im Pfarramt: Burnout und andere Krankheiten, innere Emigration bis zur Pensionierung oder Abwanderung in den Westen.*

Nun wird man einzelne Formulierungen bestreiten können. Das Grundproblem bleibt aber deutlich: mit unseren gegenwärtigen Arbeitsformen kommen wir an die Grenzen der

Leistungsfähigkeit und sind gar nicht mehr in der Lage, uns der dringend notwendigen reflektiven Erneuerung zu widmen, weil die überkommenen und routinisierten Aufgaben eigentlich schon mehr als 100 % der Kapazität unserer (hauptamtlichen) Mitarbeitenden binden. Ich glaube, wir müssen gar nicht grundsätzlich oder ideologisch darüber diskutieren, ob wir andere Gemeindeformen auf dem Land brauchen oder ähnliches, wir müssen schlicht und einfach in Zukunft unsere Organisationsformen, unsere Arbeitsstrukturen und -muster so ändern, dass wir unsere Mitarbeiter nicht verheizen! Dafür gibt es nicht das Patentmittel. Auf der gerade zu Ende gegangenen Landkirchenkonferenz der EKD sagte der berlin-brandenburgische Bischof Dröge auf die Frage: Wie sähe ihrer Meinung nach in Zukunft die ideale Form von kirchlichem Leben auf dem Land aus? *„Die ideale Form gibt es nicht. Aber wir brauchen ein Umdenkensprozess: Die Kirchengemeinden dürfen sich um des Evangeliums willen nicht auf Strukturen und Muster zurückziehen, die nicht mehr zukunftsfähig sind. Um es mit einem alten Begriff zu sagen: Wir sind eine Volkskirche im Wandel. Das heißt, wir wollen eine Kirche für das Volk bleiben, auch wenn wir weniger werden“*<sup>3</sup>

Ich halte das tatsächlich für die größte binnenkirchliche Herausforderung, der wir uns rasch und massiv und kirchenleitend stellen müssen. Die Nordkirchenfusion hat zwar zumindest dazu geführt, dass für eine gewisse Zeit nicht mehr an die Pfarrstellenpläne gegangen wird und wir die Zahl der Gemeindepfarrstellen in ländlichen Räumen nicht reduzieren. Sie hat allerdings auch zur Abwanderung geführt und wird es weiter tun.

Mit diesem Problemkreis hängt eng zusammen

4. Die in der ländlichen Öffentlichkeit ja oft auch wahrgenommene hohe Kompetenz von Kirchengemeinden in Fragen des „sozialen Kapitals“ hat wesentlich damit zu tun, dass vor Ort Kirche nicht vorrangig als Institution wahrgenommen wird, sondern in ihren personalen Repräsentanten. Niemand will mit einer unpersönlichen Institution in Kontakt treten und zusammenarbeiten. In einer Situation des immer stärkeren Rückzugs von Institutionen und Organisationen aus der Fläche wird daher entscheidend sein, dass wir erreichbare, vertraute und verlässliche Ansprechpersonen sicherstellen können. Als solche fungieren traditionell und professionell die Geistlichen, deren Vertrauenspotential auch weiterhin wichtig bleiben dürfte, auch die haupt- und nebenamtlich Mitarbeitenden. Aber sowohl aus theologischen Gründen („Priestertum aller Gläubigen“) als auch aus personalpolitischen Gründen werden wir gleichzeitig ein Umdenken anbahnen und fördern müssen. Hierzu ist die Qualifizierung und Unterstützung von Ehrenamtlichen eine strategische Schlüsselaufgabe. Es geht dabei nicht nur um die Frage, wie wir Gottesdienste oder pädagogische Arbeitsaufgaben absichern, sondern auch darum, wie wir die personale Repräsentanz vor Ort sichern, wie das „Gesicht“ von Kirchengemeinde im Dorf zukünftig aussieht, wenn die pastorale Präsenz abnimmt. Wie kann nicht nur Land in Sicht, sondern auf Dauer Kirche in Sicht bleiben für möglichst viele Menschen über den Kirchturm hinaus? Strategisch formuliert: wie machen wir in unserer kirchengemeindlichen Arbeit ernst damit, dass ehrenamtliches Engagement *„unersetzlich (ist) für den Zusammenhalt einer Gesellschaft. Gerade ein sich immer stärker ausdifferenzierendes und individualisierendes Gemeinwesen ist auf dieses Engagement angewiesen. ... Soziale Netzwerke geben Menschen Halt und Orientierung. Eine gabenorientierte Kirche weiß um den Schatz des Ehrenamtes und fördert es in vielfältiger Weise.“*<sup>4</sup>. Wir werden vor allem an einer Verhältnisbestimmung zwischen hauptamtlicher und ehrenamtlicher Arbeit in den dörflichen Kirchengemeinden zu arbeiten haben, wissend, dass „die Kernfrage des freiwilligen Engagements ... nicht die Gewinnung von Freiwilligen, sondern die Gewinnung

<sup>3</sup> [http://www.ekd.de/aktuell\\_presse/88167.html](http://www.ekd.de/aktuell_presse/88167.html), aufgesucht am 3.6.

<sup>4</sup> so die Kundgebung der EKD-Synode vom November 2009

der Hauptamtlichen (ist).“<sup>5</sup> Hier muss einfach noch Einsicht und Zutrauen dahingehend wachsen, dass beide Mitarbeiterformen verlässliche und qualifizierte Partnerschaften sind und ermöglichen. Hier sind aber auch enorme Potentiale für weitere Partnerschaften gegeben: Im kirchlichen Bereich tätige Ehrenamtliche, das hat eine Untersuchung des SI gerade ergeben, sind zu etwa 50 % auch außerkirchlich ehrenamtlich tätig. Hier ist doch ein ganz natürliches Feld der Zusammenarbeit vorgezeichnet.

Wenn ich aus meiner Sicht zentrale Herausforderungen und auch Ziele beschreiben sollte, wie Kirche in ländlichen Räumen „Land in Sicht“ bekommt, dann würde ich abschließend vier eher anreißen:

1. „Land in Sicht“ heißt: wir sollen und dürfen kirchliche Arbeit in ländlichen Räumen nicht länger als peripheres Problem ansehen, nur weil sie in peripheren Räumen stattfindet. Für die Menschen, die dort leben, ist die Peripherie das Zentrum. Viele Umfragen zeigen: Der größte Teil der Menschen auch in den peripheren ländlichen Räumen lebt dort gern und will dort nicht weg. Die Peripherie ist für sie das Zentrum. Also: nehmen wir sie in ihren zentralen Lebenswünschen und Lebenswirklichkeiten wahr und reagieren wir darauf. Rechnen wir mit ihren Einsprüchen. Und machen wir uns klar, dass „eine Mandarine keine verschrumpelte Orange ist“ (englisches Sprichwort), dass also allgemein-urbane Konzepte für den ländlichen Raum nicht taugen.

2. Wir sind durch die kirchlichen Fusionen und die Kreis- und Gemeindegebietsreformen in M-V auf einer Spur, die eindeutig einer Strategie folgt, die man als „Ausdünnung der Strukturen und Formen bei weitgehender Beibehaltung der Inhalte und Anforderungen“ bezeichnen kann. Claudia Neu hat das für den Bereich der Daseinsfürsorge so formuliert: „Der Rückzug aus einzelnen Bereichen der Daseinsvorsorge geht bisher lediglich mit einer Rückverlagerung von Pflichten an die Bürger einher – nicht aber mit einem Mehr an Rechten und Handlungsspielräumen. Sollen die Bürger (Gemeindeglieder) aber in Zukunft stärker eigenverantwortlich agieren, müssen ihnen vermehrt rechtliche und finanzielle Handlungsspielräume eingeräumt werden. Partizipation ohne Mitbestimmung lähmt die Freude am Engagement.“<sup>6</sup> Das ließe sich –mutatis mutandis – auf den kirchlichen Bereich übertragen: Wir verlagern Handlungsspielräume nicht auf die untere Ebene, sondern ziehen sie von dort ab. Wir dünnen den Leistungskatalog nicht aus, aber wir reduzieren die dafür vorhandenen Ressourcen, vor allem die personellen, weiter. Das erhöht zweifelsohne die Effizienz von Abläufen und Prozessen. Aber neben vielen anderen Effekten reduziert es die Beteiligung von Menschen, äußerlich und innerlich. Es zieht die Verantwortung für Entscheidungen vor Ort immer stärker aus dieser Ebene heraus und verlagert sie „nach oben“. Und das ist in höchstem Maß demokratiegefährdend. Die Studien der Friedrich-Ebert-Stiftung zeigen beunruhigend, in welchem hohem Maß geschlossene rechtsextreme Weltbilder im ländlichen Ostdeutschland in den letzten Jahren zugenommen haben, und zwar vor allem deshalb, weil das Vertrauen in Demokratische Verfahren und den Rechtsstaat sinkt und Verantwortung vor Ort fehlt. Übrigens auch und gerade bei den evangelischen in Ostdeutschland<sup>7</sup>. Infratext dimap hat gerade erst Menschen in M-V danach befragt, wie sie Land sehen, unter welchen Umständen sie sich bürgerschaftlich engagieren würden<sup>8</sup>. Und es ist ganz deutlich geworden, dass eine Erfahrung der Zusammengehörigkeit, des Gebrauchtwerdens dafür unerlässlich ist. Dies schließt aber notwendig ein, dass Menschen

<sup>5</sup> Roß, Paul-Stefan/Tries, Hilli: Die Kernfrage des freiwilligen Engagements ist die Gewinnung der Hauptberuflichen, in: Newsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 10/2010 vom 28.05.2010 Seite 1

<sup>6</sup> In: Neu, Daseinsvorsorge. Eine gesellschaftswissenschaftliche Annäherung, 2009

<sup>7</sup> Die Mitte im Umbruch: Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2012, Bonn 2012

<sup>8</sup> Noch unveröffentlicht

auch wirklich etwas gestalten können, Verantwortung wahrnehmen und Gesellschaft und Demokratie nicht nur als leere Begriffe, sondern als mit Leben gefüllt erfahren. Für die Lebendigkeit von Kirchengemeindlicher Arbeit in ländlichen Räumen braucht es eine prinzipielle Rückverlagerung von Verantwortung und die Erhaltung und Eröffnung von Handlungsspielräumen.

3. Um auf Dauer „Land in Sicht“ in ländlichen Räumen zu haben, zu behalten oder zu bekommen, brauchen wir Partner. Das heißt, wir sind darauf angewiesen, uns zu vernetzen. An vielen Stellen geschieht dies schon, sei es in Kirchbauvereinen, sei es in Regionalgemeinden, sei es in konkreten Projekten vor Ort. Mecklenburg, das will ich gern sagen, ist in meinen Augen da schon deutlich weiter als Pommern. Dennoch bleibt es eine gemeinsame Herausforderung: Ich zitiere noch einmal Bischof Dröge. *„Ich sehe viele gelungene Beispiele. Diese haben immer damit zu tun, dass die Gemeinden sich vernetzen. Entweder arbeiten sie mit anderen Kirchengemeinden derselben Region zusammen oder sie kooperieren mit den Kommunen und lokalen Kulturträgern und Fördervereinen“*. Gerade die Vernetzung mit externen Partnern halte ich für unerlässlich und gewinnverheißend.

4. Wir sollten uns gemeinsam verabschieden von der Fixierung auf Szenarien des Sterbens in unseren Dörfern, des dauerhaften „Land unter“ jenseits von Überflutungsphasen. Das wird es auch geben, und vielleicht – hoffentlich - haben wir als Kirche dafür in diesen Fällen auch die nötigen Begleitungskompetenzen. Wir sollten uns umgekehrt aber auch verabschieden von illusorischen Strategien des Wachstums in unseren Dörfern und Gemeinden. Wir stehen vor einer Phase der Transformation, die wir gemeinsam erleiden oder gestalten können. In meinen Augen ist es die Frage, ob wir uns dabei weiter auf das Muster von Wachstum oder auf das der Nachhaltigkeit konzentrieren wollen. Damit meine ich auch, aber nicht nur den Umgang mit den natürlichen Ressourcen im ländlichen Raum: Acker, Luft, Energie, aber auch Freiheit, Weite, Ruhe, Landschaft.

Ich meine vor allem den nachhaltigen Umgang miteinander in der Kirchen- und Bürgergemeinde. Für mich ist das der Weg, dauerhaft Land in Sicht zu bekommen. Denn theologisch gesagt ist Nachhaltigkeit eine Beschreibung der Wirkung des Heiligen Geistes: der Erhalter, der Sustainer. Ich glaube, dass wir als Kirche, als Gemeinden, als Mitarbeitende ganz neu gefordert sind, das Wissen um diese Dimension in das Gespräch mit unsren Partnern, in unsere Netzwerke einzubringen mit allen Ressourcen, über die wir verfügen und angesichts all der Herausforderungen, vor denen wir stehen. Es ist aber auch eine Frage an unser Selbstverständnis: Wie erhalten wir miteinander unseren Lebensraum? wie machen wir ihn so lebenswert, dass auch kommende Generationen hier (wieder) gern leben wollen? Ich habe die Hoffnung, dass wir im Gespräch miteinander – Kirche, Gesellschaft und Kommune - in den ländlichen Räumen nachhaltige Wirkung haben und unsere Dörfer voranbringen.

Und ich bin überzeugt, dass wir dann nicht von dem kurzfristigen Muster des „Land unter“ her denken müssen, sondern dauerhaft und nachhaltig Land gewinnen werden.

Ich danke für ihre Aufmerksamkeit.